

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 25

Artikel: Drei Dorfskizzen [Schluss]
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Holzer-Hanses Trost.

Von Simon Gfeller.

Holz han i ärstig gsaget,
U 's macht mer ghörig heiß;
Die schwärz Franzoseläge,
Boß Mänt! löst ein der Schweiß!

„So jo“, so mueß i däiche,
„Mi ist nid gäng e Flueh,
's geit halt mit mir so sattli
Em alte Huuffe zue.“

Du chunnt mi Junge z'laufe.
Steit änenobe dra,
Rekt au a's Sagehefti
U zieht, so fest er ma.

Setz ich es besser gange;
Die Sage lauft im Schmuß;
Chuum het men oben agseht,
So ich men unden us.

Drumm will i nümme chlage
U mieh 's mer no jo warm;
D'Chraft wo-n-i ha verlore,
Spürt jek der Jung im Arm.

Es het jo nid viel z'läge,
Wen i scho nümme ma;
I ha gottlob e Junge,
Wo tüchtig schaffe cha.

Drei Dorfskizzen.

Von Isabelle Kaiser.

II. Was die Herde tat.

(Schluß.)

An diesem Abend schlief der Fahrli-Lukas in der niedern Kammer. Ein Föhnwirbel weckte ihn. Ihm war, er hätte im Traum das Bimmeln der Gloden vernommen. Er strich mit der rauhen Hand über die feuchte Stirn:

„Bei Sankt Wendelin, es ist das Alpdrücken! Ich glaubte mich noch auf der Archad.“

Die Klage des Windes zog vorüber — und mit ihr ein anhaltendes Klingeln, das durch die Nacht näher herankam. Der Mann bekreuzte sich:

„Der Pfarrer ist's mit dem Sterbesakrament. Er geht, um den alten Saffeler zu verwahren.“

Doch, nein, dieses Geklingel war voll bebenden Lebens. Es klang nichts zum Sterben Mahnendes darin. Er glaubte den dumpfen Ton einer Schelle und die silbernen Töne der Ziegenglöcklein zu vernehmen.

Da zündete er ein Streichhölzlein an und schaute nach seiner Uhr: es war elf. Man führte keine Herde auf die Weide um diese Zeit.

Er weckte den Herchem-Migi auf: „Se, was hörst du?“

„Bähglode (Biehgloeden)!“ sagte der andere kurz und setzte sich verwirrt in seinem Bette auf. „Bi Gott, es ist die Schelle unserer Bleß... ich würde sie unter Hunderten erkennen!“

Schon ertönte im schlummernden Dorf das Trampeln der Kühe auf dem harten Boden, die Glöcklein zitterten durch die Nacht wie besorgte Seelchen. Es war das Stampfen einer wandernden Herde!

Die Männer stießen die Läden auf. In der Helle des Mondes, den die Wolken wechselweise deckten und entschleierten, sahen sie mit höchstem Staunen die Kühe und den Stier, die Schafe und die Geißen, die heute morgen in einem solchen Raufsch von Ungeduld ausgezogen waren, dem Stalle zustreben und mit den Hörnern an seine verschlossene Pforte stoßen.

Die Bleß ließ ein langes heischendes Brüllen hören.

„Beim heiligen Josef! Diese Tiere sind toll, toll zum Unbinden!“ grollten die Männer, wütend, von ihnen geprellt zu sein, denn die ganze Arbeit der Alpbesteigung war wieder neu zu beginnen.

Mit Puffen und Flüchen wurde die wandernde Herde unwillig im Stall wieder aufgenommen...

Am folgenden Morgen, als der alte Matté Marie auf der Archadalp aus der Hütte trat, stand die Weide — tief überschnitten und die Herde war verschwunden. Kein einziges Tier antwortete auf den Ruf seines Hornes. Tief unten, in der Vielschlucht, lag das jüngste Lamm, das sich im Dunkeln verirrt hatte, leblos wie eine wollene Flocke, der Schnee bedeckte es mit seinem weißen Bleß.

Im Tal schneite es den ganzen Tag und die ganze Nacht mit dicht gedrängten Flocken! Das Gras duckte sich besiegt, die Wipfel der Bäume bogen sich unter der schweren Last und brachen; die Nester trachten unter dem eifrigen Zwang. Die Rosenstauden ächzten und starben an der ungewöhnlichen schneeigen Pracht.

Ein Wehklagen zog durch das verwüstete Land — dieweil im weichen Wohlsein von Herchem-Migis Stall, inmitten der auf der Streu schläfrig lagernden Tiere, die alte Bleß friedlich ihr Winterfutter wiederkaut.

III. Aquis submersus . . .

„Wo ist dein Bruderlein, Meiradi?“ fragte die Lehrschwester, als er allein in die Schule kam.

„Er ist krank“, antwortete das Kind, das sich die Abwesenheit Jakoblis nicht anders deuten konnte.

„Wo ist denn Jakobli?“ fragte auch die Mutter, als Meiradi, den Feldern entlang schlendernd, wo man das Sunigras mähte, allein heimkehrte.

„Ich weiß nicht,“ gestand der Bub, „Jakobli kam auch nicht zur Schule.“

Die Mutter glaubte, daß er geschwänzt hatte, trotzdem es nicht seine Gewohnheit war. Man wartete ab. Aber als der gute Duft der dampfenden Suppenschüssel durch das Zimmer schwebte, ohne den kleinen hungrigen Bub heimwärts zu locken, da ängstigte sich die Mutter.

Man suchte nach dem Kinde.

Es war nicht im nachbarlichen Stall, damit beschäftigt, die Müden mit seiner Weidengerte vom Hals der Kühe zu vertreiben. Es war nicht unter den Mähdern, um sich eine Schierlingspfeife zu schnitzen. Es war weder in der Sankt Anna-Kapelle, um die heilige Muttergottes-erzieherin zu betrachten, noch in der Säge zu Rütönen, inmitten der frischen Bretter, oder in der Seebucht, um sich im Rudern zu üben in den geankerten Schiffen.

Man erinnerte sich, daß er, stolz auf ein gefundenes schlankes Bambusrohr, es in eine Fischrute unwandelte und im Triumph seinen ersten Fisch heimgebracht hatte: ein ganz kleines silbernes Ding, das an der Angel zappelte. Von einem wahren Feuererfer erfaßt, hatte er erklärt, daß er eine ganze Masse heimbringen wolle, damit man sie seinem Dädny baden könne.

Vielleicht hatte er sich vergessen, vertieft in der aufmerksamsten Betrachtung des blauen Wassers, um eine Beute zu erspähen, die gutmütig genug war, sich vom Köder locken zu lassen, aber der Fisch hatte nicht angebissen, und der Bub verharrte gewiß in seiner sehnenen Erwartung. Und die Stunde der Schule verhallte ungehört.

Man eilte zur Seemauer, wo er zum Fischen gestanden. Man erblickte ein Bild von stummer und eindringlicher Beredsamkeit: die Fischrute trieb auf der Wasseroberfläche dahin, verlassen, dieweil auf der Steinmauer der kleine weiche Filzhut lag, als hätte das Kind die Stirn vor einer Majestät entblößt...

Aber Jakobli war nicht mehr da.

Man fand seinen Schulsack auf dem Rasen. Er hatte sich aller Last entledigt, ehe er vor dem höchsten Meister erschien. In seinem Aufsatze, das auf das Gras gefallen war und das man zufällig aufschlug, wie um das Wort dieses schmerzlichen Rätsels zu finden, hatte er für seine letzte Aufgabe diese Worte abgeschrieben: „Das Leben ist eine Gottesgabe...“

Er hatte sie zurückerstattet, und der Satz blieb bei diesem Worte unterbrochen: „Das Leben ist...“

Das Leben war nicht mehr... Der kleine Schüler hatte das allerletzte Examen bestanden. Die schiefgelaufenen Schuhe mit den vernagelten Sohlen lagen verlassen auf dem Rasen. Er war nackten Fußes dem Tod entgegengewandert, wie die Araber, die ihre Schuhe abstreifen, um über die Schwelle ihrer Tempel zu schreiten...

Die Mutter stieß einen Schrei aus und faltete die Hände in der flehentlichen Anrufung von Jesus und Maria und des hl. Antonius von Padua, der alles Verlorene zu finden verhilft.

Der Vater, ein harter Bauersmann, war tiefer gerührt, als er es zu zeigen vermochte, durch den Umstand, daß der Bub sich nicht geschämt hatte, bis zum ewigen Strand hinüberzugehen, um seinem Däddn Fische zu fangen. Er kratzte sich den Kopf in einer verlegenen unglücklichen Haltung. Er suchte sich selbst zu täuschen und wiederholte mechanisch die Worte: „Vielleicht kommt er doch wieder... vielleicht ist er gar nicht weit.“

Aber das unfehlbare Gefühl der Mutter täuschte sie nicht. Sie hatte den Schlag mitten ins Herz erhalten... Nein, Jakobli würde nicht mehr wiederkehren, außer wie ein weißes Gespenst in ihren nächtlichen Gesichten, oder wie ein kleiner, heimlicher Schatten, der sie überall im Haus begleiten würde und der ihr durch seine erhobene Hand die Sonne verschleierte...

Hatte er nicht all seine ärmliche irdische Kleidung, seine Schuhe, seine Zoppe, seinen Hut und seinen Schulsack, als Unterpfand seines kurzen Verweilens in dieser Welt zurückgelassen, um fast nackt von himmen zu gehen, wie er gekommen war an einem herbftlichen Abend?

Sie schaute auf den See hin in stummer Verzweiflung, wie auf einen großen Feind, der ihr einen Schatz entrißen hatte und sie ärmer zurückließ in ihrer Not... Was wußte man vom Geheimnis, das sich unter dieser schillernden Fläche verbarg? Und wie waren die Mächte geartet, die dort unten herrschten?

Der Fisch, dem er lauerte in seiner kindischen Lusternheit, hatte sich dafür gerächt, daß er ihm eine Falle stellte, und hatte ihn in sein Reich hinuntergerissen. Das Seeweibchen, dessen Naden in stürmischen Tagen im Wellenkamm leuchtete, hatte seine feuchte Hand auf die Lippen des Kindes gedrückt, um seinen Schrei zu ersticken, als das Tageslicht ihm plötzlich entwand. Sie rollte ihn in ihren Schaum Schleier, um ihn wie eine Beute in die grünen Kristallhallen zu entführen. Sie würde ihn wohl nicht wiedergeben.

Die Mutter zitterte davor, einen kleinen aufgeschwemmten Körper auf der fahlen Oberfläche erscheinen zu sehen, der ihre letzte jähe Hoffnung auf eine mögliche Wiederkehr des verlorenen Kindes für immer zerstören würde. Und andererseits, wenn der See ihn entrißen hatte, so wünschte sie sehnlichst, daß er ihr die kleine Leiche zurückerstatten würde, um sie in geweihter Erde betten zu können und auf dem Hügel ihre schönen Purpurgeranien, die den Stolz ihrer Fenster bildeten, pflanzen zu dürfen. Dann besäße sie wenigstens eine Stätte, die der Herr Pfarrer mit dem heiligen Wedel besprengt und mit den geweihten Worten gesegnet hätte: „Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis...“

Und es wäre dies der letzte und einzige Trost für die Frömmigkeit der Mutter.

Der Vater erinnerte sich früherer Tage und wiederholte jedem Ankömmling: „'s ist än guete Buob g'si... er hät für mi welle fische... und ich g'falle...“

Und sie hatten alle beide, als der Pfarrer kam, den Mut, in schlichter Weise zu sagen: „Gott hat ihn uns gegeben, Gott hat ihn wieder genommen, der Name Gottes sei gesegnet!“

Die eifersüchtige Flut gab nichts zurück, der nahe Wildbach, der sich in den See stürzte, hatte wohl in seinem stürmischen Drang das kleine Opfer davongetragen und in unerreichbare Tiefen gezogen. Man untersuchte den See in der Nähe der Unglücksstätte, aber der kleine Körper war durch geheime Hände in unergründlichen Abgründen gehalten, und die reizenden Flüsse, die den See hastig verlassen, entführten ihn vielleicht dem Ozean zu.

Die Mutter erblickte jeden Tag das große Grab ihres Kindes, ein Grab, das Gott allein mit dem Segen der lauen Regentropfen besprengt und auf welchem die Engel flammende Strahlenkränze niederfallen ließen. Oft glitten Blüten dem Wasser entlang, wie die Opfergabe einer unbekanntenen Hand.

Der ältere Bruder Meiradi fand in der Unbewußtheit seines kindlichen Egoismus eine zufriedene Bemerkung, die für ihn die ganze geheime Tragödie zusammenfaßte: „Wir werden jetzt mehr zu essen haben!“ sagte er, als er den leeren Platz am Tisch sah und berechnete, daß die Portionen nun größer würden. Er war im Alter, wo die Welt sich nach der Größe der Gelüste mißt.

Die Mutter lächelte mit Bitterkeit. Sie wäre gesättigt gewesen, hätte sie selbst ihren eigenen Teil dem zu früh vom Tisch verschwundenen Gast abtreten dürfen.

Sie erwartete ihn lange noch, in die Weite blickend, ob er nicht durch die Wasserpfade wiederkehre, die Pfade, die der Mond in den grausamen schlaflosen Nächten versilberte.

Sie harrt noch auf ihn. Sie sagt, daß sie ihn weinen hört, wenn der Föhn vorüberstreift und all diejenigen aufweckt, die auf dem Wasserkissen schlummern... Er kommt zu ihr im Nebel, der über die Wasser schwebt und wesenlose Arme ausstreckt unter dem Schleier... Aber wenn der Regenbogen am Himmel erscheint, da lächelt sie, als ob dieser vielfarbige Bogen die Brücke sei, die die Seele der Ertrunkenen dem Himmel zuführe... Im kleinen Friedhof, der sich im Schatten des patriarchalischen Ruhbaumes duckt, gab es keine Grabstätte, die den Namen Jakob Amstad auf dem Kreuze trug. In den Zeitungen war die geheimnisvolle Tragödie dieses Kindes in einer banalen Zeile zusammengefaßt: „Ein achtjähriger Knabe ertrank in dem See beim Fischfang.“

Das war alles.

Aber auf der Fläche des Sees, die wie ein Schimmern des Bahrtuch all die im Laufe der Zeiten entschlummerten Opfer bedeckt, hatte der kleine jüngst ertrunkene Jakobli Amstad doch eine glorreiche Grabchrift, durch die Pfeile der Sonne gestochen, auf den Furchen des Mondes mit den Diamanten der Sterne in mystischen Hieroglyphen niedergeschrieben: C—P—A—S, die die trauernde Mutter und der aufschluchzende, vorüberziehende Wind allein entziffern konnten:

„Casu pericoloso aquis submersus.“

Sie ruht Jakobli Amstad, durch gefährlichen Zufall im Wasser ertrunken.

Mittel gegen die Liebe.

Nimm d's Holz vom Für, so brönnst es nit,
Flieh d'Weitli we d' nit liebe wit!
Magst das nit? — Du hürath e chn,
Was gilt's, der Liebi guctet's gly!

Gottlieb Kuhn.